



Wissenschaftliche Beilage
 zum Programm des Königlichen Gymnasiums zu Graudenz.
 Ostern 1910.

Zur Siedelungskunde der Bosporusufer

von

Fritz Braun.



GRAUDENZ.

Druckerei „Der Gesellige“
 1910.



UB.:1492

Seit altersher — die Geschichte spricht von dem Jahre 658 v. Chr. als dem Gründungsjahre — war die Stätte, wo heute die schlanken Minarets Stambuls zum Himmel aufragen, der Schauplatz städtischen Lebens. Aber nicht von jeher nahm der Ort, der sich zu der grössten Stadt des Mittelmeergebietes entwickeln sollte, diesen Platz in der Rangordnung der Nachbarstädte ein.

Das Auffinden der Ursachen, denen die alte Kaiser- und Sultansstadt ihr Wachstum verdankt, fällt uns nicht allzu schwer. Um die Eigenart ihrer Lage zu begreifen, dürfte man Stambul nur mit Paris oder Mailand vergleichen. Der Erdkundige, der uns klar machen will, warum jene Orte zu mächtigen Städten emporblühten, braucht uns nur vor die Karte der betreffenden Länder zu führen. Ein Blick darauf genügt, um die Gunst ihrer zentralen Lage zu erkennen.

Bei Konstantinopel liegt die Sache doch nicht ganz so einfach. Im frühesten Altertum war die Lage dieser Siedelung zur Kulturwelt vorwiegend peripherisch. Wenn auch schon frühzeitig ein verhältnismässig reger Handel mit den Häfen der getreidereichen pontischen Steppen getrieben wurde, so genügte dieser Verkehr doch nicht, um den Anlaufhäfen am Bosporus und Hellespont zu der wirtschaftlichen Blüte von Athen oder Ephesus zu verhelfen. Damit das geschehen konnte, musste in der politischen Lage und in den wirtschaftlichen Verhältnissen der südosteuropäischen Übergangsgebiete erst ein solcher Wandel eintreten, dass die alte Pflanzstadt der Megarensen in eine zentralere Lage gerückt ward.

So herrliche Blüten auch der Baum der griechischen Kultur der Menschheit bescherte, so beschatteten seine Äste doch nur einen verhältnismässig kleinen Erdkreis. Mit Recht betont Ratzel die räumliche Beschränktheit der attischen und jonischen Kulturgebiete. Wohl genügten diese, bürgerliche Gemeinwesen durchgeistigter Art zu nähren, doch hielten sie sich räumlich in den Grenzen von Mittel- oder höchstens Grosstädten. Diese Verhältnisse sind für die ganze griechisch-kleinasiatische Kulturepoche bezeichnend. Erst als deren räumliche Unterlage sich so gewaltig vergrösserte, dass man nunmehr — unter Vernachlässigung der Beziehungen zum Nordosten — von einer griechisch-orientalischen Periode reden kann, wurden Weltstädte wie Antiochia, Alexandria und in nachchristlicher Zeit Byzanz möglich. Obgleich diese Städte auf den ersten Blick eine recht peripherische Lage zu haben scheinen, so ist es in Wirklichkeit doch ganz anders. Eher könnte man schon sagen, sie liegen dort, wo inmitten eines grossen, von arisch-hellenischer Kultur beeinflussten Kreises die Peripherie eines kleineren, konzentrischen Kreises verläuft, der von dieser Kultur im wesentlichen beherrscht und erfüllt wurde.

In unseren Tagen kann die Lage Konstantinopels noch in weit höherem Masse zentral genannt werden, denn hier im Südosten Europas bilden Land und Meer nicht klar geschiedene, räumliche Einheiten. Gerade das wechselseitige Sichdurchdringen der beiden Elemente, das scheinbar so regellose und doch dem Menschen hochoberwünschte Neben- und Durcheinander von Inseln und Inselmeeren, Halbinseln und Meeresbuchten drückt diesem Teile Eurasiens das Gepräge auf. Die Küsten der beiden Landfesten, die einander mit hundert Armen zu haschen scheinen, sind durch unzählige wirtschaftliche Fäden so enge verbunden, dass der Historiker und Wirtschaftsgeograph schier vergisst, dass die kleinasiatische Westküste ein Teil der Erdkruste ist, die sich zu dem ragenden „Dach der Welt“, zu Tibets Wüsten und Steppen empörreckt.

Diese Eigentümlichkeit unseres Landgebietes berechtigt uns ja auch dazu, der Stadt Athen eine zentrale Lage inmitten eines wirtschaftlich geeinten Gebietes zuzuschreiben, obgleich sie auf einer schmalen, recht entschieden ins Meer vorspringenden Halbinsel erbaut ward, denn diese wirtschaftliche Einheit besteht nicht nur aus der Ostküste Griechenlands, sondern umfasst auch den ganzen Archipelagos des Ägäischen Meeres und die buchtenreiche Westküste Kleinasiens.

Die Tatsache, dass diese Gunst der Lage für Athen auch heute noch fast unvermindert fortbesteht, ist nicht zum wenigsten dafür verantwortlich zu machen, dass Griechenland sich nicht für einen in räumlicher Hinsicht gesättigten Staat betrachten will. Darum dürfte sich auch keine Aussicht bieten, die politischen Vergrößerungsgelüste der Neuheellenen zu befriedigen. Um das zu erreichen, müsste man den Jungathenern schon all das Gebiet überweisen, das ein Zirkel, dessen festen Schenkel wir in Athen einsetzen, etwa mit der Spannung Athen-Rhodos einkreisen würde.

Wenn Konstantinopel seinen wirtschaftlichen Aufschwung einerseits erst den politischen und wirtschaftlichen Wandlungen der Kaiserzeit verdankt, wenn nicht zu Unrecht der Kaiser Konstantin Pate stand bei der zukunftsreichen Stadt am Goldenen Horne, so hat die Metropole doch in ebenso hohem Masse ihr Erlblühen jenen Katastrophen der Tertiärzeit zu verdanken, die den Pontus Euxinus und das Mittelmeer durch bequeme Wasserstrassen verbanden.

Als Konstantinopel zum politischen Mittelpunkte des oströmischen Reiches erhoben ward, erwies sich diese Rangerhöhung natürlich auch für seine Entwicklung als sehr belangreich. Aber mochte die Gunst der maritimen Lage die stolze Blüte des alten Byzanz auch nicht allein hervorgerufen haben, sehr viel trug sie dazu unzweifelhaft bei. Es wird oft in diesem Zusammenhange der Gedanke hervorgehoben, dass die alte Heerstrasse von der Donau nach dem Orient über Konstantinopel führt. Dafür aber, dass gerade am Goldenen Horne die Handelsmetropole emporwuchs, muss man doch wohl vor allem der Tatsache danken, dass sich hier der in nordöstlicher Richtung verlaufende Seeweg nach dem Schwarzen Meere mit jener Karawanenstrasse kreuzt. Die Anziehungskraft der Kaiserstadt war gross genug, um einen Teil des Waren- und Personenverkehrs, der sich sonst näheren Küstenpunkten Rumeliens zugewandt hätte, aus seiner nordsüdlichen Richtung abzulenken und an sich zu bringen. Je weiter man sich von Konstantinopel entfernt, desto geringer dürfte allerdings dieser Einfluss werden. Liegt es doch nur allzugut in der Verteilung von Meer und Land, die grade diesen Erdraum auszeichnet, begründet, dass der Reisende selbst aus solchen Gebieten, die von jener Karawanenstrasse garnicht weit entfernt sind, es gegebenen Falls doch vorzieht, geradenwegs nach der Küste zu wandern, um die Bosphorusstadt auf dem bequemen Seeschiffe zu erreichen.

Beinahe alle ansehnlicheren Inseln der Aegaeis, alle Hafenorte dieses Meeres, die Handelsplätze der Propontis und des Schwarzen Meeres müssen wir mit Konstantinopel verbinden, damit der so entstehende, strahlenreiche Stern uns ein rechtes Bild von der zentralen Lage dieses begünstigten Erdflecks liefere. Allerdings werden wir später sehen, dass die Antriebe zu dieser regeren Bewegung nicht ausschliesslich vom Bosphorus ausgehen, dass die Königin der Städte mehr von den Fremden erstrebt und vor allem als Ruhepunkt auf weiter Reise benutzt wird, als dass sie selber durch die wirtschaftliche Tätigkeit ihrer Bürger diese Fülle von Beziehungen schuf.

Jedenfalls ist die Bedeutung der maritimen Lage für Konstantinopel so übermächtig, dass jeder, der sich einen Begriff von dem Handel der Stadt bilden möchte, nicht etwa das Adrianopeler Tor aufsuchen wird oder jene Stelle, wo die Handelsstrasse von Angora das Gestade Kleinasiens erreicht. Für ihn ist der rege Hafen des Goldenen Hornes der geeignetste Platz.

Der Rücksicht auf den Seehandel verdankt die Stadt auch ihre Lage im engeren Sinne. Das Herz, von dem das rege Leben in dem weiten Siedlungsgebiete zwischen der propontischen Steppe, den Ausläufern des Istrandja Dagh und den Abhängen des Käisch Dagh im Pulsen erhalten wird, ist doch in letzter Linie der Hafen des Goldenen Hornes. Nur dieses alte Buchtal gab Europa das gewaltige Übergewicht über Asiens Küste, wo man heute mit grossen Mühen und Kosten vergleichsweise beschränkte Hafenanlagen herstellt.

Wenn in politischer Hinsicht die Bedeutung Konstantinopels als eines Herdes ausgedehnter Erdbeben, deren langsam auszitternde Wellen in Genua, Wien, Venedig und Moskau deutlich genug verspürt wurden, um vieles nachgelassen hat, so bleibt doch die Gunst seiner wirtschaftlichen Lage nach wie vor bestehen. Sie hat es auch bewirkt, dass sich die Einwohnerzahl auf der alten Höhe erhob, als das Gebiet, dem von Stambul aus politische Gesetze gegeben wurden, mehr und mehr zusammenschrankte.

Die Lage Konstantinopels am Ende der schmalen ostrumelischen Halbinsel hat etwas unverkennbar Inselartiges. Gerade hier, in der schmalen, vom Bosphorus durchbrochenen Mitte der eurasischen Halbinselbrücke, finden wir einen Fleck stärkster Besiedelung, der im Westen wie im Osten von verhältnismässig schwach besiedeltem Steppenlande umgeben wird. In neuester Zeit hat allerdings der Bau des Schienenweges, der von unseren Landsleuten bis Bagdad weiter geführt werden soll, diese insulare Lage in mancher Hinsicht abgeschwächt, aber dennoch blieb sie im wesentlichen bestehen. Auch die Zukunft dürfte daran nicht allzuviel ändern, denn der grösste Teil der Reisenden und vor allem der Waren werden dem Schienenwege, von Osten wie von Westen, wohl nur soweit folgen, bis sie am Bosphorus das Meer erreichen, um weiterhin auf seiner blauen Flut dem Bestimmungsorte zuzustreben. —

Die Weltlage Konstantinopels ausführlich zu behandeln, ist hier nicht unsere Aufgabe. Dennoch mussten wir sie streifen, um dem Leser einen Begriff davon zu geben, wie die Umwelt des Geländes aussieht, das wir heute durchstreifen sollen. Wir beabsichtigen hier nicht, eine Siedelungskunde der Weltstadt selber zu geben. Soll diese Aufgabe in rechter Weise gelöst werden, so muss man zugleich mit der Siedelungskunde auch eine Siedelungsgeschichte liefern. Das ist aber eine Riesenaufgabe, geeignet, ein ganzes, arbeitssames Leben auszufüllen. Eine Siedelungskunde der Bosphorusufer zu schreiben, versuchte der Verfasser gleichzeitig in Hettners Geographischer Zeitschrift. Im folgenden wird uns das Hügel- und Hochland der rumelischen und bithynischen Halbinseln — mit Ausnahme der Uferstrecken des Bosphorus — beschäftigen. Nur scheinbar wirkt bei solcher Lage der Dinge die Überschrift irreführend. Auch für jenes Gebiet ist der Bosphorus, zu dem man von jeder höher ragenden Bergkuppe herabschaut, zu dem eine Unzahl von Bachtälern, eine Menge von Wegen und Stegen hinabführen, die Lebensader.

Die insulare Natur der Lage Konstantinopels zeigt sich auch darin, dass das Weichbild der Stadt, abgesehen vom Bosphorus, durch die Nachbarschaft der riesigen Stadt*) nur wenig beeinflusst wird. Obgleich sich zwischen den Siedlungsreihen zu beiden Seiten des Bosphorus unzählige Handelswege hindurchdrängen, deren Bündel die schimmernden Städte wie mit demantener Klammer zusammenfassen, so ist von dieser Tatsache wenige km. landeinwärts oft nichts mehr zu spüren. Stellenweise brauchen wir uns nicht viel weiter als eine Büchenschussweite von den letzten Häusern der städtischen Quartiere zu entfernen, um in der weltfremden Einsamkeit der Ilex- und Ginstermacchie zu verschwinden und den Schäfer hinter seiner Schafherde zu erblicken, ebenso einsam und weltentrückt wie auf den Hochflächen des inneren Kleinasiens. Man könnte die Siedelung am Bosphorus fast einer geöffneten Muschel vergleichen, deren lebensvoller Inhalt durch die Städte und Flecken an der Meerenge dargestellt würde, während der Hügelkranz im Osten und Westen der blauen Wasserstrasse die harten, vergleichsweise leblosen Schalen bedeuteten. Ein paar Meilen nordöstlich vom Seraskierplatze begegnet uns bereits die terra incognita des Geographen. Auf deutsche Verhältnisse übertragen würde das heissen, dass wir in Berlin den lebensvollen Mittelpunkt des Reiches, bei Potsdam dagegen schon ein Gebiet fänden, das auf der Karte freibleiben muss, weil wir keine genügenden Aufnahmen davon besitzen und Dörfer und Weiler nicht einmal dem Namen nach kennen.

Dieser Umstand kennzeichnet besser als alles andere die maritime, insulare Lage Konstantinopels. Über den Beziehungen zur Ferne sind die zu vielen Nachbarorten auf der eurasischen Halbinselbrücke gänzlich vernachlässigt. Auch hier zeigt sich wie im Grosshandel ein gewisses passives Verhalten der grossen Handelsmetropole. Die Bewohner der Dörfer kommen schon einmal nach Stambul, um dort den Lohn ihres Fleisses gegen allerlei Bedarfsartikel einzutauschen; aber es sind unliterarische Leute, von denen man wenig über ihre Heimat erfährt. Die Bewohner von Konstantinopel haben dagegen so gut wie nie Gelegenheit, Orte wie Odajeri und Kilidji aufzusuchen. Fremde kommen dorthin auch nur äusserst selten. Unter dem alten Regime konnte es dem Wanderer gar leicht widerfahren,

*) Zu gleichzeitiger Benutzung empfehlen wir: C. Freiherr von der Goltz-Pascha: Karte der Umgegend von Konstantinopel. Massstab 1 : 100000. Berlin, Alfred Schall sowie die Karte der Bithynischen Halbinsel in Dr. Rudolf Fitzner: Forschungen auf der bithynischen Halbinsel. Rostock. C. I. E. Volckmann 1903.

dass er von der Gendarmerie „um seiner eigenen Sicherheit“ willen aufgefangen und nach Stambul zurückgeschafft wurde.

Was den geringen Zusammenhang zwischen Konstantinopel und manchen Teilen seines Weichbildes angeht, so fühlt man sich dadurch beinahe an manche Uferplätze des Amazonas erinnert, wo der stromauf und stromab gerichtete Handel mancherlei Siedelungen entstehen liess, die ihr Dasein nur der Lage an dem grossen Verbindungswege des Riesenstromes verdankten, nicht aber der Eigenart ihrer näheren Umgebung, die zu erschliessen noch während ganzer Menschenalter den Forschern aus dem entlegenen Europa vorbehalten blieb.

Sehr bald erkennt der Fremdling, der das Weichbild Konstantinopels durchwandert, dass beinahe alle Ortschaften, die er dort findet (von den Ufern des Bosphorus sehen wir wohlgemerkt ab!) wirtschaftlich sehr selbständige Organismen bilden. Fast alle vorhandenen Fäden führen von diesen Dörfern nach Stambul, dagegen so gut wie keine zu den Nachbardörfern. Das kleinasiatische Arnautkiöj und der polnische Tschiftlik, dieser Ort und Kildjili liegen nur wenige km. von einander entfernt, und doch ist jedes der Dörfer sozusagen eine Welt für sich.

Wir müssen dafür nicht ausschliesslich die Kluft zwischen den einzelnen Völkern, die hier in zerstreuter Lage siedeln, sondern auch die Art der Bestellung des Bodens verantwortlich machen. In Ländern, wo sich — wie etwa in unseren Weichselwerdern — der grösste Teil des Bodens in Ackerland und Wiese verwandelte, wo die Feldfluren der Dörfer an einander grenzen und der pflügende Bauer aus dem einen Dorfe bei seiner Feldarbeit den Zuruf hört, mit dem der Ackersmann aus dem Nachbarorte das Gespann antreibt, da vermag sich eine solche Abgeschiedenheit nicht zu behaupten. Gehen doch, zumal bei zerstreuter Hofsiedelung, die Dorfschaften derart in einander über, dass der nicht-landeingesessene Wanderer kaum erkennen kann, wo der eine Ort aufhört und der andere beginnt. Anders ist das in einem Gebiete, wo der bestellte Boden vielleicht 7—8% des Landes ausmacht und die Dorfmarken wie Oasen in der von Heide und Macchie bedeckten Öde daliegen.

Nicht immer ist dieses die Ortschaften trennende Umland auch wirklich als Unland zu bezeichnen, da es zumeist wenigstens den Kleinviehherden als Weide dient. Da jedoch so gut wie nichts geschieht, um die Weide zu verbessern, sondern die ganze Nutzung nur in einem oberflächlichen Abweiden der Macchiensträucher besteht, so wird den Landstreifen nichts von ihrer, die Menschen und Dorfschaften trennenden Kraft entzogen. Sehr oft wären weite Halden ganz gut dazu geeignet, in Getreideland verwandelt zu werden und so manches Dere (Flusstal) vermöchte der Fleiss des Menschen in einen einzigen Garten umzuwandeln. Für gewöhnlich ist aber der Stambuler Markt mit Lebensmitteln so gut beschickt, dass es für die Landleute lohnender ist, Brennholz nach Konstantinopel zu führen oder die Stämme des Buschwaldes in Holzkohle zu verwandeln. Ausserdem schliesst man aus der Grösse der Dörfer leicht auf eine viel zu hohe Zahl von Fäusten, die zur Landarbeit verfügbar sind. Oft wohnen in dem Häuschen im Dorfe nur Frauen und Kinder, während die Männer in den Fabriken am Bosphorus arbeiten oder als Handlungsgehilfen und Lastträger in Konstantinopel tätig sind. Besonders gilt das für die griechischen Dörfer, während die Slaven (Polen und Bulgaren) hier wie anderswo vornehmlich als Bauern schaffen.

Unter solchen Umständen übt im Weichbilde Konstantinopels das Land schlechthin — welcher Art es auch sein mag — eine ähnliche trennende Wirkung aus wie bei uns in Norddeutschland der Wald, der oft genug mit einem Streifen, der nur 5—6 km breit ist, zwei Gebiete entschieden auseinanderhält und schuld daran wird, dass die wirtschaftlichen Beziehungen seiner östlichen und westlichen, nördlichen und südlichen Anwohner sich nach ganz verschiedenen Richtungen wenden. Dazu kommt noch, dass die Ortschaften der hier besprochenen Landschaft nicht etwa durch ebenes Gelände, sondern durch ein regellos zerschnittenes Hügelland getrennt werden, in dem sich, von oft schwer passierbaren Bachtälern und im Sommer austrocknendem Erosionsgeklüft geschieden, ein Bergrücken neben dem anderen hinzieht. Zwischen zwei Dörfern, die 5 km auseinanderliegen, müssen wir mitunter 10—12 Bergrücken überschreiten.

Bei den bescheidenen Ansprüchen ihrer Bewohner bringen die Ortschaften fast alles hervor, dessen die Dörfler zum Leben benötigen. Für den Verkehr mit der Aussenwelt genügt es, dass von Zeit zu Zeit ein paar Männer nach Stambul reisen, um dort die Ernte

der Felder, den Ertrag der Gemüsegärten und den Nachwuchs der Herde mehr zu vertauschen wie zu verkaufen. Zu diesem Zwecke ist zwischen den ansehnlichen Dörfern und Stambul, beziehungsweise dem Bosphorus, allerorten eine Verbindung geschaffen, die für den Büffelwagen oder wenigstens für das Lastpferd benutzbar ist. Will man dagegen ohne allzu grossen Umweg von einer Ortschaft zur anderen gelangen, so ist man recht oft auf Wege angewiesen, die nicht viel mehr als von Jägern ausgetretene Buschpfade vorstellen können.

Diese abgesonderte Lage der einzelnen Dörfer, dieses Fürsichleben der benachbarten Ortschaften wird noch dadurch gefördert, dass bei ihren Bewohnern so gut wie gar kein Bedürfnis nach Anschluss an die völkisch verschiedenen Insassen der Nachbarorte vorhanden ist. Die Bewohner der griechischen Dörfer unterhalten mit denen der türkischen so gut wie gar keine Beziehungen und die Ansiedler in den polnischen und bulgarischen Niederlassungen beschränken sich im Bewusstsein ihrer nationalen Eigenart am liebsten auf sich selbst.

Es ist auch gar nicht allein Gleichgültigkeit gegen die stammfremden Nachbarn, was zu diesem Abschluss führt, sondern häufig auch sehr ausgesprochener Hass, der sich dem landfremden Reisenden gegenüber gar bald in Schimpfworten Luft macht. Solche Gefühle werden im Rausche allgemeiner Verbrüderungsfeste, wie sie die letzten politischen Umwälzungen mit sich brachten, wohl auf Stunden niedergeschrien, aber nur, um nach der Ernüchterung um so stärker hervorzutreten. Sicherlich hat Ratzel recht, wenn er behauptet, dass die verschiedenartigsten Bestandteile zu einer einheitlichen Bevölkerung zusammenschweisst werden können, doch unterschätzt er die Schwierigkeiten, die sich einem solchen Vorgange in den Weg stellen, als Sohn eines in völkischer Hinsicht verhältnismässig ein förmigen Gebietes wohl nur allzusehr.

Wie in Konstantinopel selbst, finden wir auch in seinem Weichbilde, was das Zusammenleben der auf den gleichen Boden angewiesenen Völkerbestandteile und Brocken angeht, ebenso eigenartige wie befremdende Erscheinungen. Es dürfte sich kaum eine andere Millionenstadt finden lassen, in der eine so grosse Zahl von Nationen lebt, die ausnahmslos so wenig Neigung zeigen, sich mit einander zu verschmelzen und eine gemeinsame Nationalität zu formen, wie man das von den Völkern Konstantinopels behaupten kann. Wie in der Stadt die einzelnen Völker, Türken, Griechen, Armenier, Spaniolen, Bulgaren und Zigeuner danach streben, in räumlich gesonderten Quartieren zu hausen, wie sich Spuren dieser Neigung selbst bei Angehörigen der europäischen Kolonien zeigen, so hat auch auf dem Lande die gleichzeitige Anwesenheit so vieler Völker kaum etwas dazu beigetragen, sie einander zu nähern. Die einzelnen Dörfer leben für sich, von einander durch zwar nicht breite, aber — was ihre trennende Kraft angeht — sehr wirksame Streifen von Anoekumene, von unbewohntem Lande, gesondert. Die Wege, die die einzelnen Ortschaften mit Konstantinopel verbinden, sind nur durch ein unbedeutendes Geflecht beschwerlicher Pfade verknüpft, und auch in Stambul finden sich die Landleute nicht derart zusammen, dass sie sich national und psychisch nähern könnten. Eine solche Aufgabe zu erfüllen, ist dieser grosse Synoekismos, der doch keinen einheitlichen Organismus darstellt, kaum geeignet. Dazu sind die ethnischen und religiösen Gedanken der Völker — von „Idealen“ zu sprechen möchte ich bei der Beschaffenheit ihres Weltbildes kaum wagen — viel zu verschieden. Zwischen dem Türken und Griechen, Armenier und Bulgaren fehlen zu sehr alle einigenden Bande. Sie selber erhoffen von der Zukunft auch keine politische Entwicklung, die sie enger an einander schweisst und ihre Unterschiede abschleift als vielmehr einen Zustand, in dem sie sich dem völkisch verschiedenen Nachbarn gegenüber mit List oder Gewalt durchsetzen und ihn zu politischer Unterordnung nötigen können.

Auch schon in der Tatsache, dass die Bachläufe so oft von Meile zu Meile ihre Namen wechseln, spricht sich dieses Vorherrschen rein örtlicher Interessen aus, die es den Einwohnern des Gebietes erschwerten, einen grösseren Landkreis zu überschauen und einheitlich aufzufassen.

Wir hören von winzigen Naturvölkern, Sippen und Horden, die ihre Niederlassung mit einem Streifen Ödlands umgeben, um sich so reinlich und entschieden von allen Nachbarn zu sondern. Was wir bei ihnen als Folge primitiver, politischer Unselbständigkeit und Schüchternheit finden, ist bei Konstantinopel vielfach die Folge des eigentümlichen Völker-

gemenges, in dem jedoch nicht die einzelnen Individuen, sondern Siedelungseinheiten mit einander gemischt sind.

Manche dieser Ortschaften, wie die Niederlassungen bulgarischer und polnischer Bauern, sind ganz junge Kolonien, die noch an nichts in dem neuen Vaterlande durch geschichtliche Bande gefesselt sind. Wie man ein von Ferne hergeholtes Reis in eine ganz verschiedene Pflanzengesellschaft einreicht, so schlugen auch diese Dörfer und Weiler in einem wildfremden Boden Wurzel. Mit der Zähigkeit, die dem Bauern eigen ist, bewahren die Ansiedler ihre Sprache und andere völkische Eigentümlichkeiten, ohne doch der Zukunft andere Ziele zu stecken als Jahr für Jahr dem Boden die zur Ernährung der Volksgenossen erforderliche Ernte abzunötigen. —

Man würde die Siedelungen der rumelischen und bithynischen Halbinseln weit überschätzen, wollte man sie an der Bedeutung der benachbarten Metropole messen.

Für den Geographen läge es hier nahe, von der Auflockerungszone der Millionenstadt Konstantinopel zu sprechen. Doch dürfte er mit dieser Ansicht kaum das richtige treffen, zumal, wie wir schon oben ausführten, durch die Abwanderung der Männer in die Hauptstadt durchaus nicht immer die Auflösung des Hausstandes im Dorfe bedingt ist, sondern es im Gegenteil gar nicht selten vorkommen mag, dass die von solchen Wirtschaftern in der Hauptstadt erübrigten Beträge zu dem Ankauf ländlichen Eigentums verwandt werden.

Ausserdem dürfen wir, wenn von einer Auflockerung der Bevölkerung des Weichbildes von Konstantinopel die Rede ist, nicht die eigentümliche, insulare Lage und die bis zu einem gewissen Grade passive Rolle der türkischen Hauptstadt ausser Acht lassen. Jene Metropole, die den Mittelpunkt eines weit reichenden Netzes wirtschaftlicher Beziehungen darstellt, gleicht nicht der Kreuzspinne, die selbsttätig und, soweit das mechanisch möglich ist, von der Mitte aus ihr Gespinst herstellt, sondern das Netz dieser Beziehungen ist zum grössten Teile das Werk von Kräften, die sich vielfach weit über Konstantinopel hinaus zu betätigen trachten. Die Vorteile, die die Riesenstadt am Bosphorus geniesst, sind zum guten Teile nicht eine Errungenschaft ihrer eigenen wirtschaftlichen Leistung, sondern eine Folge ihrer Lage im Raume, die sich ganz von selbst Geltung verschafft.

Grade im Weichbilde Konstantinopels finden wir die Völker, die dort siedeln, Türken, Griechen und Armenier, in zerstreuter Lage. Hier liegt zwischen griechischen Nachbarn ein türkisches Dorf, dort finden wir einen armenischen Ort von türkischen Nachbarn umgeben.

Die wichtigsten Verbindungswege all dieser Niederlassungen führen, wie wir schon ausführten, entweder nach Konstantinopel oder zu dem Bosphorus als dem bequemsten Wege nach der Hauptstadt.

Wenn wir uns in der bithynischen Halbinsel bis über die Rivafurche hinaus vom Bosphorus entfernen, so hört zwar diese direkte Gravitation nach Stambul auf, doch wird sie bei den Ortschaften, die in dem nördlichen Teile der Halbinsel liegen, durch Beziehungen zu dem nächsten Küstenorte am Schwarzen Meere ersetzt, während auf der südlichen Seite die von den Dörfern ausgehenden Wege heutzutage die nächste Station der Anatolischen Bahn zu erreichen trachten.

Abgesehen von der grossen Heerstrasse nach Angora, die sich in dem südlichen Teile der Halbinsel hinzieht, einer nicht allzu weit von ihr entfernten Parallelstrasse und einem Wege, der der Küste des Schwarzen Meeres folgt, halten die meisten Wege auf der bithynischen Halbinsel die Nordsüdrichtung inne. In ihr bewegt sich der Forscher, der das noch recht unbekannt Land zu entschleiern trachtet, in ihr schreitet das Lastpferd des Dörfers, das die Gemüse- oder Holzkohletracht in den nächsten Ort schleppen soll, der einen Anschluss an den Verkehr gewährt.

Der gegenseitige Abschluss der Ortschaften hätte sich nie so entwickeln können, wenn wir neben den Dörfern auch zerstreute Höfe in grösserer Zahl vorfänden, die sich in die Verbindungslinien zwischen den Dörfern einschalteten und Bindeglieder zwischen ihnen darstellten. Solche zerstreuten Niederlassungen fehlen zwar nicht, doch sind die vorhandenen wenig geeignet, in der von uns angedeuteten Richtung zu wirken. Es scheint, als ob die Familien sich in den Haufendörfern auch um des gegenseitigen Schutzes willen zusammendrängen, da die Völker einander nicht über den Weg trauen. In dem polnischen Dorfe Kleinasiens, wo wir um der Herkunft der Ansiedler willen von vornherein eine geschlossene

Dorfform erwarten sollten, liegen zwar die Höfe mit Ausnahme von ein paar Stellen der Dorfmark, wo sie sich zu einer Art Strasse zusammenfügen, auf der Feldflur zerstreut, doch sind sie selbst durch die Dicke der Mauern, die Form der Fenster u. a. m. zu Festungen ausgestaltet, die sich im Notfall schon eine Zeitlang verteidigen lassen.

Die zerstreuten Siedelungen in unserem Gebiete sind zum Teil Wassermühlen, die mitunter, wie die Mühle oberhalb von Aghas Agha, malerisch genug im grünen Grunde daliegen. Sie sind dem Wanderer und Jäger auch schon darum erwünscht, weil man bei ihnen die Bäche überschreiten kann.

Zum anderen Teile sind die zerstreuten Siedelungen Tschiftliks oder Güter. In manchen Gebieten finden wir sie recht häufig. In dem von Dodulu, Ermenikiöj, dem Polendorf, Deresseki, Akbaba und den ansehnlichen Bosphorusorten umgebenen, nicht viel weniger als 100 qkm grossen Landstrich, in dem von den Bosphorusorten aus eine gewisse Auflockerung der Bevölkerung bewirkt zu sein scheint, wird der Boden sogar ausschliesslich von solchen Gütern aus bewirtschaftet. Es sind das recht menschenarme Gebiete, die uns noch einsamer anmuten, als andere Teile unserer Gaue. Diese Tschiftliks sind bei aller Stattlichkeit, die ihnen in Ausnahmefällen (ich erinnere nur an Abraham Pascha Tschiftlik, das mit seinen Mauern und roten Ziegeldächern sehr ansehnlich aussieht) zu eigen ist, in sich gekehrte Gebilde, die sich wenig dazu eignen, die von ihnen bewirtschafteten Ländereien zu einem einheitlichen, von sich vielfach verschlingenden und doch harmonisch in einander findenden Interessen beherrschten Organismus umzugestalten.

Immerhin bewirkt die grosse Anzahl der Tschiftliks, dass die Gegend zwischen Kanlidja und Ermenikiöj uns bei aller Einsamkeit doch nicht so öde und verlassen vorkommt, wie das kahle Bergland um Keremit Tschiftlik südwestlich von Pirkos, wo die öden, waldlosen Berghalden viele, viele qkm weit gradezu als unbewohntes Land gelten müssen.

Auch eine dritte Art von Einzelsiedlungen möchte ich erwähnen. Wie sich bei uns in der Danziger Gegend neben den modernen Landhäusern in Zoppot, Brösen und auf der Westerplatte noch alte Patriziersitze in landeinwärts gelegenen Orten wie Guteherberge, Pietzkendorf, Striess und Pelonken vorfinden, so treffen wir auch bei Konstantinopel neben den Landhäusern am Bosphorus noch Villeggiaturen im Inlande, von den Jagdschlössern und Prunkbauten früherer Sultane (Sultan Tschiftlik am Alem Dagh und das Tokat-Schlösschen im Tokat Dere z. B.) bis zu den einfacheren Landhäusern schlichterer Leute. Mitunter wird in solchen Villeggiaturen noch etwas Ackerbau getrieben; in vielen Fällen dienten sie von vornherein nur dazu, ihrem Besitzer zu Zeiten die Annehmlichkeiten des Landlebens zu verschaffen. Viele, sehr viele von ihnen sind in ersichtlichem Verfall, manche schlechthin Ruinen. Das eine oder andere dieser Landhäuser wird noch von einem einsamen Wächter behütet; bei anderen schenkte man sich selbst diese Mühe. Und doch würde der Wanderer manches andere in der Landschaft lieber vermissen wie diese einsamen Landhäuser, die zu Trägern einer anheimelnden Romantik wurden. Im Laufe der Zeit schlugen die Bäume, die man rings um ihre Mauern pflanzte, längst die grünen Äste über dem Dache zusammen, durch die zerschlagenen Scheiben schlüpfte der Marder und zwischen den verwachsenen Hecken summen und surren nur blanke Fliegen in der im Sonnenschein zitternden Luft.

Betrachten wir die Niederlassungen unseres Gebietes, so fällt uns sogleich auf, dass man in ihnen viel weniger Baulichkeiten antrifft, die auf den Ackerbau hinweisen, wie in den Dörfern unserer Heimat. Von einem namhaften landwirtschaftlichen Betriebe können wir nur in den Tschiftliks und in den Dörfern der propontischen Steppe westlich von Jedikule sprechen. Nur hier finden wir Getreidefelder, deren Grösse uns an die Verhältnisse Nordostdeutschlands erinnert. In dem Gebiete längs der Anatolischen Bahn und an der Südküste der rumelischen Halbinsel spielt der Gartenbau eine viel grössere Rolle. Hier räumt das Korn der Tomate das Feld, deren Anpflanzungen uns ganz und gar an unsere Kartoffelfelder erinnern, die hier nicht mehr gedeihen wollen. Im nördlichen Teile der Halbinsel beschäftigen sich die Bewohner mehr mit der Viehzucht und dem Köhlerhandwerk. Gartenbau fehlt dort zwar nicht, doch soll er zumeist nur den Gemüsebedarf des eigenen Haushalts decken. Ob vielleicht die scharfen Nordwinde, die über das Schwarze Meer bliesen, dem Anbau der Rebe und der zarteren Gemüsearten Eintrag tun?

Nur in dem Polendorfe westlich vom Alem Dagh finden wir Stallungen und Scheunen wie daheim, wenn auch sogar hier der Dreschschlitten den heimischen Fliegel viel-

fach vertreten muss. Man kann sich darum auch kaum einen grösseren Gegensatz denken wie den zwischen jenem Orte und den benachbarten türkischen und griechischen Dörfern.

Der Grieche birgt im allgemeinen lieber den Segen des Waldes, Holz und Holzkohlen, als dass er sich mit dem Pfluge abmüht. Selbstverständlich ist der Wald an sich hier wie anderswo unbewohnt, doch sind die Waldflecken wie namentlich der Wald vom Alem Dag, von Dörfern umstellt, deren Einwohner in ihm ihren Unterhalt finden. Der Wald von Belgrad ist allerdings heute zum Teil der Benutzung entzogen, weil er die Bends, die Wasserbehälter der Hauptstadt, speisen soll. Doch finden wir auch hier eine ähnliche Einkreisung durch Ortschaften (Bagdjekiöj, die heute verlassenen Dörfer Belgrad und Kömürdjikiöj, Pirgos, Pernachor, Odajeri, Tschiftalan, Domuzdere, Skombrikiöj und Zekirialiöj). Jedenfalls spielt der Wald in dem Wirtschaftsleben der Bevölkerung eine sehr grosse Rolle. Von den Holzkohlen, die alljährlich im Werte von etwa einer Million Mark allein in Skutari verhandelt werden, stammt sicher ein sehr grosser Teil aus den Wäldern unseres Gebietes. Eine sehr grosse Zahl von Dörfern kann schlechthin als Walddörfer bezeichnet werden. Es tut dabei nichts zur Sache, dass vielleicht $\frac{4}{5}$ des mit Holzgewächsen bestandenen Raumes nicht Hochwald im deutschen Sinne, sondern nur 3—4 m hoher Buschwald sind, da dieser auf die Volkswirtschaft ganz denselben Einfluss ausübt. Dass die mit ihm bestandenen Halden und Hügel auch der landschaftlichen Reize nicht entbehren, das weiss jeder, der am sonnigen Sommertage sich auf den buschigen Höhen des Kara Denis Tepe lagerte und über die grünen Wellen der Vorberge auf die blaue Flut des Schwarzen Meeres hinausschaute.

Selbst die türkischen Ortschaften, in denen Ackerbau getrieben wird, machen nicht in demselben Masse wie unsere deutschen Dörfer den Eindruck landwirtschaftlicher Betriebe. Dazu sind die der Landwirtschaft dienenden Nebengebäude an Zahl und Grösse viel zu gering. Einmal hängt das davon ab, dass der Umfang des Ackerlandes, das von dem Bauern und seiner Familie bestellt wird, nicht gross ist; zum anderen müssen wir es darauf zurückführen, dass die Grossviehzucht hier lange nicht die Rolle spielt wie daheim und zum dritten dürfen wir nicht vergessen, dass hier schon wegen des Klimas Tier und Gerät nicht eines gleichen Wetterschutzes bedürfen wie in Deutschland.

Das ganze Familienleben der Orientalen bringt es mit sich, dass wir in den Dörfern keine gemeinsamen Freuden und Beratungen gewidmeten Plätze finden. Als soziale Wesen betätigen sich nur die Männer, die es sich zumeist an dem Raume im Kaffeehause genügen lassen. Vor ihm finden wir mitunter, aber nicht immer eine marktartige Verbreiterung der Dorfstrasse. In den griechischen Dörfern spielen die Läden der Krämer, die zugleich auch Gastwirte, vereinzelt sogar Barbieri sind, dieselbe Rolle. Mitunter finden wir an der Stelle, wo ihre Läden liegen, wie z. B. in Arnautkiöj, eine Art Marktplatz. Einem wirklichen Dorfanger, wie ihn in Deutschland die Linde zu beschatten pflegt, begegnen wir nur in dem Polendorfe am Alem Dag. Allerdings vertreten dort ein paar Platanen die Stelle unseres deutschen Dorfbaumes.

In der deutschen Stadt schauen die Häuser, namentlich in den Geschäftsvierteln, fröhlich zur Strasse und kehren dem, der draussen wandelt, ihr Antlitz zu. In dem türkischen Dorfe bildet jedes Haus eine Einheit für sich. Im Dorfe sind diese Einheiten wohl zusammengestellt, aber nicht zu einer höheren Einheit organisiert. Ist der Besitzer des Hauses ein Handwerker, so dringt nicht wie bei uns der Kunde in das Haus ein, sondern ein Teil des Untergeschosses wird zu einer offenen Werkstatt umgewandelt, die noch mit zur Öffentlichkeit, zur Strasse gehört. Hinter ihr beginnt erst der Raum der Familie, der sich gegen die Aussenwelt möglichst streng abschliesst.

Etwas davon ist auch den griechischen Dörfern eigen, wenn hier auch die Kirche weit mehr als bei den Türken den Mittelpunkt des dörflichen Lebens bildet. Die Dörfer in unserem Gebiete, Ortschaften wie Bagdjekiöj und Arnautkiöj am Kara Denis Tepe sind ausgesprochene Haufendörfer, nicht dem Wesen, sondern nur der Grösse nach von einer städtischen Niederlassung verschieden. Von einem eigentlichen Bebauungsplane ist, zumal bei bergigen Orten — und die sind in der Mehrzahl — kaum je etwas zu spüren. Eng und winklig ziehen sich Gassen und Sackgässchen durch den Häuserhaufen, mitunter so steil, dass das brave Kühlein verschnaudend innehält, wenn es zur Abendzeit dem heimischen Stalle zustrebt.

Von einem eigentlichen Stalle kann man zumeist allerdings nicht reden, da der Kuh sehr häufig ein Teil des Untergeschosses eingeräumt wird. Auch dieser Umstand vergrößert die Stadtfähnlichkeit der ländlichen Ortschaften, da sich ganz im Gegensatze zu dem niederdeutschen Bauernhause die ansehnlichsten Zimmer im ersten Stockwerk zu befinden pflegen. Strassendörfer fehlen unserem Gebiete so gut wie ganz. Spuren einer solchen Anlage finden sich nur an ein paar Punkten der Hauptchauseen, so z. B. bei Maslak und Bulgurlukiöj; doch waren hier die Heerstrassen das Frühere und Bestimmende.

Der Grossviehbestand solcher Ortschaften wie Arnautkiöj vermag auf das bauliche Gepräge der Dörfer keinen merklichen Einfluss auszuüben, weil er sich zumeist in der Weise verteilt, dass jedes Haus seine einzige Kuh hat, für die leicht in dem Hause selbst ein Obdach beschafft werden kann. Die riesigen Hammelherden aber leben ganz und gar im Freien; höchstens finden sie bei Schneefall Unterkunft in den mit gedeckten Ständen versehenen viereckigen Hürden, die zumeist in geschützten Tälern angelegt werden und neben der anspruchslosen Herde zu solchen Zeiten auch den fast ebenso anspruchslosen Hirten aufnehmen.

Ein weiterer Unterschied zwischen den Ortschaften des hier behandelten Gebietes und denen unserer Heimat besteht darin, dass jenen so gut wie alle Gärten fehlen. Auch in dieser Hinsicht macht wieder das Polendorf eine Ausnahme, in dem die Kolonisten die Gärten ganz nach heimischer Art anlegten.

In den anderen Dörfern finden wir zumeist gar keine Gärten, auch in denen, die, wenn man sie als Siedlungseinheit betrachtet, ganz in Gartenland eingebettet sind. Bei uns in der Heimat dient der Bauerngarten auch oft ganz überwiegend dem Nutzen, aber dennoch sucht er die Nähe des Wohnhauses, weil zwischen seiner Pflanzenwelt und dem Menschen eine Art gemütlichen Zusammenhanges besteht, dessen Zauber Ludwig Richters Pinsel so poesievoll verherrlicht. Dem Südländer bedeutet der Garten dasselbe wie unserem Bauern das Ackerland. Oft ist das Gartengelände durch ein gut Stück Weges vom Dorfe getrennt; es ist nicht der Spielplatz der Kinder, die Erholungsstätte der Alten, sondern nur das Stück Erde, dem der Hände Arbeit den Lebensunterhalt abringt. An Stelle der Gärten finden wir in den griechischen Dörfern höchstens vor der Türe des Bakals, des Krämers, eine Laube, die ein paar Rebstöcke mit grünem Geranke überzieht. Will der Besitzer etwas Besonderes tun, so stellt er zur Seite der Laube noch ein paar ausrangierte Petroleumbehälter aus Blech auf, in denen grell blühende Blumen wuchern. Wenn trotzdem inmitten der Dörfer hier und da ein Feigen- oder Aprikosenstrauch grüne Zweige zwischen den grauen Häusern emporstreckt, so ist das eine Gunst der liebenswürdigen Natur, die sie selber ansäte, nicht ein Werk des Menschen.

Gärten in unserem Sinne finden wir noch am ehesten bei den vereinzelt gelegenen türkischen Landhäusern, deren malerischen Reiz wir bereits hervorhoben. Hier konnte man sich den Luxus eines geräumigen Gartens gönnen, weil die weltabgeschiedene Lage des Grundstücks schon genug gegen die frechen Blicke Unberufener schützte und man sich deshalb nicht noch eigens mit hohen Mauern zu umgeben brauchte. Ursprünglich sind solche Gärten meist in einem gewissen Spielzeugstil gehalten; Blumenbosquets, gemauerte Goldfischbehälter und Springbrunnen machten ihren vornehmsten Schmuck aus. Damit dienten sie auch am besten der Absicht ihres Besitzers, der in ihnen ein Plätzchen zum „Kef“, zu jener versonnenen, träumerischen Ruhe suchte, die das höchste Glück des Orientalen bildet, aber seinen Garten nicht zu einem Raume für die lärmenden Spiele der Kinder und die sinnigen Spaziergänge der Erwachsenen bestimmte. Doch das war einmal! Inzwischen ergriff in den meisten Fällen die Natur als Gärtnerin längst Besitz von dem bunten Raum und modelte ihn ganz nach dem englischen Geschmacke um, sehr zur Freude der Wanderer aus Nordland, die diese stillen Plätze aufsuchen.

Im türkischen Bauerndorfe verbietet sich die Anlage von Gärten schon darum, weil es schwer fällt, sie zu einem Teile der für fremde Blicke unerreichbaren, in sich gekehrten Häuslichkeit zu machen. Deshalb unterbleibt zumeist ihre Anlage, obgleich der Türke die Freude an den Pflanzen und Blumen recht wohl kennt und versteht. Das merken wir schon an den Gebäuden, die mit dem Familienleben nichts zu tun haben, in denen die Türken, um mit Heinrich Schurtz zu reden, sozusagen in Männerbünden zusammenleben. Alle

Kasernen, Wachlokale und Regierungsgebäude pflegen Vorgärten zu besitzen, deren Blumenbeeten man die liebevolle Sorgfalt ansieht, die auf sie verwandt wird.

Einen gewissen Ersatz für die fehlenden Gärten bilden die Friedhöfe. Bald finden wir sie mitten im Dorfe neben der winzigen Moschee, bald liegen sie am Rande der Ortschaft, zwischen den letzten Häusern und dem freiem Walde, zu dessen lustigem Grün die ernstesten Zypressen wenig stimmen wollen. Sehr oft treffen wir alte Friedhöfe aber auch mitten in der Feldmark, in der erhabenen Einsamkeit der Haide. Einer der malerischsten von ihnen ist der Kirchhof auf der Hochebene oberhalb von Anadolu Kawak. Hier bewachen nicht Zypressen die Ruhe der Müden. Ein Hain knorriger Eichen ragt über den Gräbern empor. Peitscht der Nordwind die Fluten des Schwarzen Meeres, wallen düstere Wolken am hohen Himmel, die das grelle Weiss der getünchten Brunnenmauer und der Grabdeckel doch nicht zum Schweigen bringen können, so werden wir dort unwillkürlich an Ruysdaels stimmungsvolles Gemälde, den „Judenfriedhof“ erinnert. —

Wir wollen nun zum Schluss noch die Lage der Siedelungen betrachten. Die Orte am Bosphorus lassen wir aus dem Spiel, weil sie an anderer Stätte behandelt wurden und ebenso die Südküste der Bithynischen Halbinsel, weil sie in der Nähe von Konstantinopel längst aufs beste bekannt ist.

Östlich wie westlich vom Bosphorus finden wir eine Ortschaft, die, was ihre Lage und zum Teil auch, was ihre Bedeutung anbetrifft, als Mittelpunkt des betreffenden Gaus bezeichnet werden kann. Es ist hier Ermeniköj, dort Pirgos. Beide liegen im Mittelpunkte eines aus vielen Fäden bestehenden Wegenetzes, beide auch in etwa gleicher Entfernung von der nächsten städtischen Siedelung, Pera bzw. Scutari. Beide sind auch mit diesen Städten durch breite Chausseen verbunden, deren Erbauer ursprünglich ein weit ferneres Ziel im Auge hatten, vor dessen Erreichen ihnen aber der Atem ausging. Beide geniessen auch den Vorteil, dass sie einem ausgedehnten Waldbezirk benachbart sind. Bemerkenswert ist auch, dass weder hier wie dort die Gunst dieser Lage von Türken ausgenutzt wurde. Pirgos wird von Griechen bewohnt, während Ermeniköj in einem weiten Gebiete die einzige grössere Ortschaft darstellt, die fast ausschliesslich von Armeniern besiedelt ist.

Einen wesentlichen Unterschied zwischen den Gebieten östlich und westlich vom Bosphorus bedeutet die Tatsache, dass hier der wichtigste Wasserlauf dem Schwarzen Meere zuströmt, während er sich dort in das Goldene Horn und damit in das Marmara-Meer ergiesst.

Vergleichen wir die Riva mit dem Gök Ssu bezüglich ihrer wirtschaftlichen Bedeutung, so werden wir wohl der Riva den Vorzug geben müssen; ist doch dieses Gewässer auf weitem Raume das einzige, das sogar bis zu einem gewissen Grade schiffbar ist, sodass Holz und Nusskohlen auf breiten Prähmen dem Schwarzen Meere zugeführt werden können. Auch in der Hinsicht ist die Riva vor ihrem europäischen Spiegelbilde bevorzugt, dass an ihr mehr Ortschaften liegen. Unterhalb von Omerlü finden wir an ihren Ufern nicht weniger als zehn ansehnliche Dörfer, während dort auf fast ebenso langer Strecke nur das bis zu einem gewissen Grade schon vorstadtartige Kiathane liegt.

An der Riva liegen die Dörfer stellenweise so dicht, dass man mitunter, wie bei Boshane geradezu von einem Dörferhaufen reden darf. In der Peripherie eines Kreises, den wir mit einer Spannung von 2,5 km um das Dorf Gölliköj beschreiben, liegen Kilidjli, Boshane, Urumdje, Hadjibeylik, Pascha Mandra und ausserdem noch ein paar Mühlen und Tschiftliks. Eine ähnliche Anhäufung von Dörfern finden wir nur noch in der Nordost-ecke der rumelischen Halbinsel, wo das Gelände, was Bodenbestellung und Pflanzenwuchs angeht, stellenweise sehr an manche Gebiete in Norddeutschland erinnert.

Bis zu einem gewissen Grade ist der Umstand, dass wir am unteren Gök Ssu so wenig Ortschaften finden, wohl darauf zurückzuführen, dass dort der Wald fehlt, der, wie wir schon hervorhoben, in wirtschaftlicher Hinsicht mit den grössten Reichtum der Gegend bildet. Dazu kommt noch, dass in dem waldumhegten Flusstale der unteren Riva die Bedingungen für den Ackerbau besonders günstig zu sein scheinen. Hier wie in dem benachbarten Albadyr Dere begegnet uns eine Art des Ackerbaues, die sich von der im Süden der Halbinsel, wo der Landwirt mit weiteren Flächen rechnet, ganz und gar unterscheidet und in mehr als einer Hinsicht an die Flusstäler Mitteldeutschlands erinnert.

Da die Wege zwar durchaus nicht immer, aber doch sehr häufig den Bachtälern folgen, ist es wohl mehr darauf als auf die Bedeutung der Bäche zurückzuführen, dass die

meisten Ortschaften diesseits wie jenseits des Bosphorus an Bächen gelegen sind. Auf dieselbe Weise ist es wohl zu erklären, dass eine ganze Anzahl dort zu finden ist, wo zwei Bäche in einander münden oder ein grösserer Bach einen Zufluss aufnimmt, sind doch diese Stellen auch zumeist Wegkreuzungen. In solcher Lage treffen wir z. B. Omerlü, Albadyr, Pirgos, Tschendere, Aghas Agha u. a. m.

Allerdings besagt dieser Umstand so gut wie nie, dass die Orte wirklich in Talebenen liegen, um den ziemlich verunglückten terminus Hegels aufzunehmen. Einmal kommt es in dem zerklüfteten Gelände nur selten zur Bildung breiter, ebener Bachgründe und wo es, wie an der Riva, doch einmal der Fall ist, liegen die Dörfer trotzdem mit Vorliebe da, wo der Boden an den Rändern schon anzuschwellen beginnt. Der breite Talgrund des Gök Ssu, die zu Siedelungen so einladende Talebene zwischen Pirgos und Kiathane beherbergt merkwürdigerweise keine einzige Ortschaft. Sogar Kiathane klimmt auf dem Abhange im Westen bergan.

Das beste Beispiel für ein Dorf, das zwar an einem Bache liegt, aber doch den eigentlichen Grund schier meidet, um mit turnerischer Geschicklichkeit an den Hängen emporzuklettern, bietet uns das Dorf Arnautkiöj in Kleinasien, wo, so enge der Ort auch gebaut ist, die am höchsten gelegenen Häuser sich 70—80 m höher befinden mögen wie die, welche die tiefsten Stellen des Dorfes einnehmen. Ueberall finden wir die Dörfler bestrebt, die Lage am Bache mit der auf einer Höhe oder wenigstens an einer Halde zu vereinigen. Am freiesten liegen merkwürdigerweise die Dörfer dicht am Schwarzen Meere, wo wir doch am ehesten ein Bestreben der Einwohner erwarten könnten, Schutz vor Wind und Wetter zu suchen. Nirgends in dem ganzen Gebiete findet man Dörfer von so freier Lage wie Demirdjikiöj, Tschiftalan, Kömürdji Bunar. Die grosse Mehrzahl der Dörfer am Schwarzen Meere westlich des Bosphorus liegen erst 2—3 km von der Küste entfernt und deuten so gleichsam schon durch ihre Lage an, dass sie bezüglich ihrer Interessen mindestens ebenso sehr auf Wald und Weide wie auf das Meer angewiesen sind.

Dergestalt haben wir den kleinen Raum, der uns heute angeht, wenigstens nach einigen Gesichtspunkten betrachten können. Sind die Ergebnisse auch spärlich, so können wir doch wenigstens erwarten, dass die geschilderten Verhältnisse in diesem weltabgeschiedenen Winkel von Dauer sein werden. Mag drunten in Stambul eine Regierung mit der anderen wechseln, mögen neue Hafen- und Bahnanlagen am Marmarameere aus dem Boden wachsen, in der weiten Haide am Alem Dagh und Istrandja Dagh wird noch nach Menschenaltern der Wanderer, der sich in der Macchia zur Ruhe bettete, durch nichts anderes gestört werden als durch das Meckern der Ziege, die den bärtigen Kopf zwischen dem Gezweige der Ginsterbüsche hervorstreckt und durch den hellen Schrei des Würgfalken, der mit der Beute im Fang dem Horste am schimmernden Aquädukte zueilt.

12. I. 1910.

Fritz Braun.

